

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Hann v. Panhuys.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Uon dem Diener geleitet, suchte der Professor sofort sein Schlafzimmer auf. Ermüdet sank er auf einen niedrigen bequemen Lehnstuhl und während Maurer ihm ein beruhigendes Pulver mischte, beschäftigten sich Berners Gedanken mit dem Erlebten, das ihm hier, in der gewohnten heimischen Umgebung, wie ein wüster,

Hatte er sie wirklich gesehen? Oder sollte es möglich sein, daß sein krankhaft erregtes Gehirn ein Wahngelbde für eine direkte Sinneswahrnehmung hielt? — Ja, möglich war das schon, beantwortete sich der Professor seine eigene Frage, denn Hallucinationen gab es und bei Fieberzuständen waren sie keine Seltenheit und in ihm brannte ja das Fieber, seine trockenen Lippen, die sein heißer Atem dörrte, bestätigten es ihm. Maurer hielt ihm ein großes Glas entgegen und gierig trank es der Sitzende bis zum letzten Tropfen aus.

„Danke“, er wollte das Glas zurückgeben, doch seine Hand



A. u. I. Marinejünglings auf der Jagd nach treibenden Minen an der adriatischen Küste. Phot. Frankl.

häßlicher Traum erscheinen wollte. Es konnte ja doch auch keine Wirklichkeit gewesen sein, denn an Gespenster zu glauben, dazu wollte sich sein Verstand nicht hergeben, nein. Aber wiederum hatte er die Erscheinung doch gesehen.

zitterte plötzlich und mit Klirren fiel das dünne Gefäß zu Boden. Boshaft glitzerten die weißlichen Scherben beim Schein des elektrischen Lichtes und der Professor ließ matt den Kopf sinken. Was war er eigentlich noch? Ein alter, kranker Mann, mürbe

Unsere Bilder

Dr. Johanna Westerdahl, der erste weibliche Professor in Holland. Während des Weltkriegs hat die Frauenbewegung an Bedeutung und Berechtigung im größten Teil Europas erheblich gewonnen. Sogar in einem Land wie Holland, das sich bisher zurückhaltend zeigte, wurde zum erstenmal eine Dozentin zum Professor der pathologischen Anatomie ernannt. **Graf Leopold Berchtold** wurde zum Oberstämmerer Kaiser Karls ernannt. Er war von 1903 bis 1911 österreichisch-ungarischer Botschafter in Petersburg und in der ersten Zeit von 1912 bis 1915, also von der Balkankrise bis zum Trennbruch Italiens, Leiter der auswärtigen Politik in Wien. Nach seinem Rücktritt trat er ins Heer ein.

Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingfürst, der neuernannte Obersthofmeister Kaiser Karls. Der Inhaber dieses einflussreichen Amtes gilt als eine der sympathischsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Wien und als Anhänger des neuen Kurses in der Donaumonarchie. Er war 1906 Ministerpräsident und 1915 Minister des Innern.

Allerlei

Schöne Aussicht. Fräulein, zum Verehrer seiner Schwester: „Kommen Sie heute abend wieder zu uns?“ — „Ja wohl, mein Junge!“ — „Na, dann freuen Sie sich! Heute gibt's was Feines für Sie zu trinken! Mama will Ihnen heute reinen Wein einschenken!“

Geringes Selbstvertrauen. Wie wenig Vertrauen manchmal die Dichter zu ihren Werken haben, dafür gibt es zahlreiche Beispiele. Ferdinand Raimund, der gemütvolle Wiener Volksdichter, hat, von quälenden Zweifeln getrieben, noch am Tage vor der Aufführung eines seiner Stücke den Direktor des Josefstadt-Theaters, das Stück wieder abzusehen, da es doch durchfallen müsse. Er wolle ihm alle Unkosten — und diese beliefen sich auf mehrere tausend Gulden — ersparen, nur solle er ihm erlauben, das Werk zurückzuziehen und zu vernichten. Der Direktor weigerte sich entschieden, und am Abend darauf überschütteten die begeisterten Wiener den Dichter und Darsteller Raimund mit tosendem Beifall! Das Stück aber war „Der Verschwenker“.

Ein Scherzwort Gneisenaus. Ein Scherzwort Gneisenaus anlässlich der Kriegserklärung gegen Frankreich anno 13 findet sich in den Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarshalls Hermann von Boyen, der, seit 1808 an der Seite Scharnhorsts stehend, einer der entschiedensten Verfechter der Heeresorganisation war. Bekanntlich herrscht in dem Ausruf des Königs an sein Volk eine uns noch heute sympathisch berührende einfache und volkstümliche Sprache vor. Schon bei Erscheinen des Ausrufes rief gerade diese von dem üblichen lauterwelschen Diplomatenstil weit abweichende Sprache bei allen Beurteilern die lebhafteste Freude und Genugtuung vor. Wurde doch in derartigen Veröffentlichungen gewöhnlich Unglaubliches geleistet. So hatten die Herren Diplomaten gegen Frankreich mehrere Entwürfe ausgearbeitet. Einer davon hatte den damaligen Geheimen Legationsrat Ancillon zum Verfasser, der ihn selbst an einem Abend in einem kleinen Kreise, zu dem Scharnhorst und Gneisenau gehörten, vorlesen sollte. Die ganze Arbeit war ungeheuer reich an Worten und in dem üblichen lauterwelsch aufgesetzt. Scharnhorst, der zu jener Zeit gerade außerordentlich überanstrengt war, war gegen Ende des Vorlesens schließlich eingeschlafen von diesem ewigen Wortgefingel. Endlich war Ancillon am Ende. Da meinte Gneisenau trocken: „Ich stimme für die Arbeit des Herrn Geheimen Legationsrates. Sie wird unsere Feinde einschläfern.“ Selbstverständlich erblickte diese Proklamation nicht das Licht des Tages, sondern blieb, wie sie es verdient hatte, Entwurf.

Der Weg zum Herzen des Mannes. Daß er noch heute wenigstens zuweilen „durch den Magen geht“, wie das Sprichwort behauptet, dafür hat der vor einigen Jahren verstorbene mailändische Herzog Cicino einen deutlichen Beweis geliefert. Dieser Herr war nicht mehr jung, aber noch unbewiebt, als er in den italienischen Zeitungen ein Preisausschreiben veröffentlichte, laut welchem er sich selbst als Belohnung derjenigen Schönen aussetzte, die ihm seine Lieblingspeise, Maltaroni, ganz nach seinem Geschmack zu bereiten verstände. Dies Inzerat oder vielmehr der Herzog als Siegespreis „309“. — 128 Damen aus den verschiedensten Ständen bewarben sich um die Ehre, dem feinschmederischen Herzoge zu Diensten stehen zu dürfen. Der Geruchte auch, alle 128, die sich gemeldet hatten, zum Wettbewerb zugelassen. Nicht alle auf einmal natürlich, sondern je vier an einem Tage lockten sie ihm mit eigenen Händen die geliebte Maltaronipeise, und der lästige Schleder ließ sich die Mühe nicht verdrießen, sich durch alle 128 Probegerichte hindurchzusetzen. Wenigstens aber war all der Aufwand von Fleiß und Ausdauer von Erfolg gekrönt: eine der Preisbischinnen hatte das Glück, seinen Gaumen zu befriedigen. Zwar war sie ihrer gesellschaft-

lichen Stellung nach nur eine arme Näherin aus Turin, aber ein hübsches, frisches Mädchen, und der dankbare Maltaronifreund machte sein Wort wahr. Er lieferte sich ihr als Siegespreis aus und führte sie als sein legitimes Gemahl in das stolze Stammschloß der altadligen Familie Cicino ein, worin sie jetzt als verwitwete Frau Herzogin residiert. C. D.

Gemeinnütziges

Gewürztränker, die nicht verpflanzt werden, wie z. B. Fenchel, Dill und Portulak, werden im April recht dünn auf besondere Beete ausgelegt und bald ausgedünnt.

Im letzten Drittel des April wird der Grund gelegt zur Erziehung recht vieler junger Bienen. Wenn da ein Bock verlagert, ist es mit seiner Leistung fürs ganze Jahr vorbei. Mittel zu reichlichem Brutansatz sind: Große Stodwärme, Enge des Brutraumes, eine gute Tracht und eine erstklassige Stodmutter. Wenn diese verlagert, muß unbedingt im Mai umgeweiselt werden. Setzt die Tracht aus, so muß spekulativ gefüttert werden, aber auch nur dann. Sonst brauchen die Bienen viel Ruhe zum ungehörten Fortgange des Brutgeschäftes.

Die sizilianische Haselnuß ist als Veredelung für die Hochstammzucht sehr geeignet. Derartige Stöcke zeichnen sich durch bedeutende Fruchtbarkeit aus.

Steddinge von Zuchtsien, Sortensien usw. sollen nicht zu lang angeknipst werden. Sie wachsen sicherer an, wenn die Länge höchstens 10 cm beträgt. Längeres Wellen verlangsamt die Wurzelbildung.

Sehr heiße und sehr kalte Bäder sollen, wenn der Arzt nichts anderes vorschreibt, nur einige Sekunden dauern. Als heiß bezeichnet man Bäder, die eine Temperatur von 37—40 Grad Celsius haben, warme Bäder haben 32—35 Grad, kalte Bäder 10—19 Grad.

Nübenkraut einmachen. Man nehme Weichholz, Möhren, Kohlrabi, Kohlräben und hoble alles auf einem Gemüsehobel. Dann kocht man alles mit Kümmel, Salz, Essig und etwas Zucker. Während des Weichholzens schält man rohe Kartoffeln, reibt sie und gibt sie zuletzt darunter. Möhe und etwas geröstete Zwiebeln verfeinern den Geschmack. Der Speck am Kraut liebt, nehme Speck, andernfalls Schweinefett.

Loose schuppige Rinde der Obstbäume ist der beste Schlupfwinkel für allerhand Ungeziefer, das von da aus im zeitigen Frühjahr seinen Raubzug auf den Baum beginnt. Rufen wir die Zeit bis dahin genügend aus und entfernen alles, was lose am Stamm und Ast hängt. Hierüber noch gar einen Kalkanstrich zu streichen, ist ganz verfehlt, denn dann fühlen sich die Schädlinge nur um so sicherer. Erst die Rinde sauber und dann der Kalkanstrich.

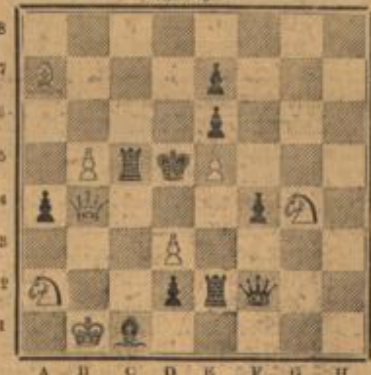
Kreuzrätsel.



Sind die Buchstaben richtig geordnet, so ergeben die senkrechten und waagerechten drei Mittelreihen Wörter von folgender Bedeutung: 1) Die Ständeverammlung eines Reiches. 2) Einen Haselnuß. 3) Eine elektrische Erfindung. Julius Fald.

Problem Nr. 174.

Von R. Rubbel.
Schwarz.



Weiße.
Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Eibam, Ida. — Des Logogriffs: Schast, Schast.
Des Bilderrätsels: Keiner der Menschen lebt so arm, als er geboren ward.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

von laßerslangem Verstand, nervös und mit allem fertig. Für ihn war's wohl das Beste, sich bald auf den Weg zu machen, der von der Erde hinüberführt zur Ewigkeit. Für Frau und Tochter war sein Leiden in letzter Zeit Anlaß zu ständiger Angst und Sorge. Sein Amt, an dem er mit ganzer Seele hing, das würde wohl ein anderer ebenso verstehen, gewiß sogar besser verstehen, ein jüngerer, frischerer Mann würde seinen Platz einnehmen. Vielleicht Hans Welschmann, der sein Porträt gemalt, ja, wahrscheinlich sogar der, denn der wartete ja schon so lange darauf, Galeriedirektor zu werden.

Während der Professor sich solchen Gedanken hingab, sammelte der alte Diener sorgfältig die Gläserchen auf und als er damit fertig war, meinte er bittend: „Kommen Sie, Herr Professor, begeben Sie sich zur Ruhe, Sie wissen, Ruhe ist die beste Medizin für Sie.“ Und der Professor gehorchte dem Getreuen, wie ein Kind ließ er sich von ihm entkleiden.

„Sagen Sie meiner Frau und Tochter, wenn sie heimkommen, nichts von meinem Anfall, es würde sie nur unnütz erschrecken“, befahl Berner und der Diener nickte, er wußte, daß sein Herr Frau und Tochter gern eine Sorge ersparte.

„Abgesehen können Sie nun gehen, Maurer, und in Ihrer Stube ein Nickerchen machen, bis der Wagen meine Damen vom Hofball heimbringt“, fuhr Berner fort und redte sich ein wenig in den frischen, kühlen Kissen, „ich will nun zu schlafen versuchen, also gute Nacht, Maurer.“

„Gute Nacht, Herr Professor“, der Diener drehte beim Verlassen des Zimmers das Licht aus und zog die Tür leise hinter sich zu.

Unruhig warf sich der Professor in dem Bette hin und her, die Erinnerung an die Hallucination, die er gehabt, wollte nicht von ihm weichen, immer wieder vermeinte er das kleine, alte Männchen zu erblicken, das ausah, als sei es im Direktorenzimmer der Galerie aus dem Rahmen gestiegen, in dem das Bild des ersten Schneidiger Galeriedirektors hing. Der Baron Thomas, oder wie er allgemein hieß, der alte Thomas. Und Todesahnungen stürmten auf den schlaflosen Mann ein. Für Frau und Tochter war ja gesorgt, wenn sein Leben verlösche, eine Viertelmillion hatte er in Berlin auf der sicheren Sprechbank deponiert, also Angst um seine Lieben brauchte er nicht zu haben. Und nun irrte sein Denken wieder hin zu der Unterhaltung, die er heute mit dem Herzog gehabt. Von der Familieneitelkeit hatte der Herzog gesprochen und so getan, als glaube er nicht, daß seine Frau und Tochter nach seinem Tode sich sein Bild aus der Galerie zurückerbitten würden. Oh, da kannte der Herzog eben die beiden nicht, die beiden, die ihn liebten, deren Herz an ihm hing. Sein wohlgetroffenes Bild, das ihn so lebendig wiedergab, das würden sie beanspruchen, das war völlig sicher.

Ja, war das völlig sicher? Der einsame Mann, in dessen Adern Fieberglut brannte, verstrickte sich immer tiefer in ein Netz selbstquälerischer Gedanken.

Der Diener, dem der Zustand seines Herrn doch etwas bedenklich vorgekommen war, lauschte mit angehaltenem Atem am Türspalt. Er vernahm, wie sich der Professor unruhig im Bette wälzte und als nun gar ein banger zitternder Seufzer zu ihm drang, da öffnete er leise die Tür und fragte sanft: „Soll ich nicht lieber den Arzt holen, Herr Professor, ich laufe schnell über die Straße zu ihm, Doktor Murttag kommt sicher sofort.“

„Nein, nein,“ kurz und bestimmt klang's aus dem dunklen Zimmer zurück, „ich bin ja schon im Begriff, einzuschlafen.“

Da schloß Maurer wieder die Tür. Aber trotzdem er fast noch eine Viertelstunde angespannt lauschte, vernahm er keinen Laut mehr aus seines Herrn Zimmer, der Professor schien jetzt wirklich eingeschlafen zu sein.

Am nächsten Morgen stand Alex Berner schon früh auf. Frau und Tochter ruhten noch von den Anstrengungen des Balles, da saß der Professor schon beim Frühstück. Es mußte ihm heute wieder besser gehen, wie Maurer befriedigt feststellte, denn der Professor aß scheinbar mit bestem Appetit ein paar Eier und trank mehrere Tassen Tee.

Nach dem Frühstück meinte er dann zu Maurer: „Ich muß für zwei Tage nach Berlin reisen, packen Sie mir, bitte, sogleich meinen Handkoffer, ich fahre mit dem Zehn Uhrzuge.“

Maurer sah seinen Herrn sehr erstaunt an, als glaube er falsch gehört zu haben, dann fragte er langsam, jedes Wort betonend: „Sie wollen nach Berlin reisen, Herr Professor?“

„Gewiß,“ schnell erfolgte die Antwort, „ich will nach Berlin reisen, respektive ich muß, es handelt sich um den Ankauf eines Bildes für die Galerie“, setzte er rasch hinzu.

„So!“ Ganz langgezogen brachte Maurer dieses „so“ hervor, „aber Sie fühlen sich doch gestern gar nicht wohl, Herr Professor und“ — er stockte eine Sekunde, um dann rasch fortzufahren: „da

wäre es doch besser, Sie schoben die Reise noch einige Tage auf.“ Er sah dabei den Professor an, als hätte er soeben eine besondere Weisheit verkündet. Daß er sich aber in dieser Ansicht entschieden getäuscht hatte, verriet ihm die Antwort seines Herrn.

„Sie müßten doch eigentlich wissen, Maurer, daß sich solche Reisen nicht aufschieben lassen. Ganz unter der Hand bekam ich einen Wink, daß ich Gelegenheit hätte, ein wertvolles Gemälde aus einer Privatsammlung zu erwerben. Wenn erst andere Interessenten Witterung von der Sache erhalten, komme ich natürlich zu spät.“

Schuldbehaftet senkte Maurer den Kopf. Gewiß, was Professor Berner da zuletzt sagte, das hätte er wissen müssen, wozu war er denn seit zwanzig Jahren Diener bei einem Galeriedirektor. Und ohne noch ein Wort zu wagen, ging er daran, den Koffer zu packen.

Der Professor blieb allein im Wohnzimmer zurück. Er goß sich noch ein Täßchen Tee ein und las dabei ein paar Briefe, die mit der ersten Post bestellt worden waren.

Hinter ihm ging plötzlich die Tür, rauschten leichte Frauengewänder und mit fröhlichem „Guten Morgen, Papa“, reichte ihm seine blonde Tochter die Rechte. „Ich war eine rechte Langschläferin heute“, plauderte der kleine, rote Mädchenmund und dem Vater gegenüber Platz nehmend, strichen die hübschen, schlanken Hände ein Brötchen. „Ich habe einen Wolschunger“, lachte Else Berner und biß mit sichtbarem Behagen in das Gebäck. „Mama schläft noch ganz fest“, berichtete sie und dann von einem Gedanken erfasst, sagte sie, den Vater besorgt ansehend: „Wie geht es dir, Papa, Mama erzählte mir gestern, daß du den Ball so früh verlassen, weil du Kopfschmerz gehabt hättest?“

„Danke, mein Kind, es ist vorüber, ich bin wieder ganz auf dem Damm,“ er sah das reizende Gesicht ihm gegenüber lächelnd an, „so wohl fühle ich mich, daß ich sogar heute nach Berlin fahren will, eines Gemäldeankaufs wegen.“

„Ah!“ Else ließ die gehobene Hand, die das kleine Täßchen zum Munde führen wollte, wieder sinken, „davon hast du uns ja gestern gar nichts gesagt?“

„Gestern?“ — Er schien einen Augenblick bestürzt über die Frage, doch gleich darauf lächelte er: „Ja, Fräulein Tochter, gestern wußte ich selbst noch nichts von dieser Reise, wenigstens erfuhr ich es erst spät abends.“

„Das ist etwas anderes, dann bist du natürlich entschuldigt.“ Else machte ein drollig wichtiges Gesicht.

„Reißen Dank!“ Der Professor verbeugte sich nedend.

„Hat denn der Herr Galeriedirektor noch nicht Schätze genug in der Schneidiger Galerie hängen?“ forschte das junge Mädchen.

„Rein, mein Mädelschen, immer noch nicht genug und unser Ländchen besitzt genügend Mammon, sich noch eine Menge Schätze zuzulegen“, ein wenig abwesenden Tones sagte es der Professor und dann sprach er plötzlich und sah Else dabei ernst in die Augen: „Sag' mal, mein Kind, wenn ich sterben sollte, würdest du mein Bild aus der Galerie beanspruchen?“

„Aber Papa, wie kommst du nur darauf?“ lautete die maßlos erstaunte Gegenfrage.

„Gott, Kindchen, man kann doch nicht wissen, wie lange man lebt, — es ist ja auch nur so eine Frage,“ er rißte verlegen an dem vor ihm stehenden Teller, „es ist so eine müßige Frage, deren Beantwortung von Interesse für mich ist, weil ich gestern mit dem Herzog über dieses Thema sprach.“

„Und was sagte der Herzog?“

„Er meinte, die Familieneitelkeit sei größer als die Familienliebe, und das Bild eines Familienmitgliedes, das in der Landesgalerie hängt, repräsentiere doch ganz anders, als eins über dem Sofa im Salon.“

Else warf in drolligem Schmollen die Lippen auf: „Der Herzog, der sich zwanzigmal von berühmten Malern abkonterfeien läßt, um jedem Mitglied seines Hauses ein Bild zu spenden, redet wie der Blinde von der Farbe. Wenn man bloß ein so famoses Bild von seinem Väterchen besitzt, läßt man das, wenn man nicht dazu gezwungen ist, nicht in der Galerie hängen, wo es allen neugierigen, fremden, teilnahmslosen Menschaugen preisgegeben ist, und Mama denkt sicher ebenso wie ich.“ Ihre Stimme bebte ein wenig, als sie schloß: „Doch, wozu davon sprechen, noch bist du ja bei uns, Papa, und wirst auch hoffentlich noch recht lange bei uns bleiben“, sie lächelte zwar, doch in ihren Augen war ein verdächtiges Leuchten wie von niedergezwungenen Tränen.

Gerührt bemerkte es Professor Berner und um das Thema abzubringen, er wußte ja nun, was er wissen wollte, sagte er leichtthin: „Wenn die Mama nicht bald zum Vorschein kommt, muß ich abfahren, ohne ihr Adieu zu sagen.“

„Vorhin schlief sie noch sehr fest.“

„Da ist's besser, sie nicht zu stören, bestelle ihr meine besten Grüße und ich sei übermorgen mittag wieder zurück,“ der Pro-

einzelnen Orten errichteten Sonnentempel mit ihren Altären und Sonnenbildern sind mehr als Überreste vorausgegangener älterer Kultusformen anzusprechen, die in Kraft gewesen sein mögen bevor sie mit solchen, der Verehrung anderer Götterwesen gewidmet, verschmolzen. Zur Erhaltung dieser alten Typen trugen die Komödie, das Satirspiel und der Umstand wesentlich bei, daß sie dem Verständnis der großen Menge näher lagen, die zu deren Erfassung keinerlei geistige Anstrengung zu machen hatte.

Die noch bei uns erhaltenen mythologischen Vorstellungen und bildlichen Ausdrücke, die auf die Sonne Bezug haben, stellen sich als Überbleibsel uralter Traditionen heraus, wie sie sich in Sagen, Fabeln und Volksliedern wiederfinden.

Volksmythen und Sprache zeigen übereinstimmend, daß der hellenische Volksgestalt die Sonne von jeher als menschliches Wesen aufgefaßt hat. Zur Bezeichnung ihres Aufganges sagt man noch heute: Sie hat sich geräuspert, räusperte sich; ging auf, geht auf, schreitet ein, zwei Hächchen, Spannen, Ochsenflachel, Ochslängen, Armweiten voran; „den hat die Sonne beipfist“, sagen die gemeinen Leute in Messenien von einem, dem die Sonnenstrahlen morgens auf dem Lager ins Gesicht scheinen; ferner: „paß auf, daß die Sonne dich nicht beipinkelt“ für „erhebe dich, ehe die Sonne dich bescheint“. Von der Sonne in der Mittagshöhe heißt es: Sie steht im Mittagshande, in welchem sie als den Lauf einhaltend angesehen wird. Diese Anschauung bestätigen die Volkslieder: Die Sonne hält gern in ihrer Fahrt inne, dem Gesange eines schönen Mädchens zu lauschen, oder sie biegt aus ihrem regelmäßigen Laufe aus, um nicht Zeuge einer Untat sein zu müssen. Vor der Sonne Niedergang spricht man vom Sonnentauchen; sie wird auch als badend gedacht bei den alten Dichtern, so bei Achylos, die Sonne badet ihren Leib und ihre Pferde in den warmen Sturzwellen des allnährenden Meeres. Nach anderen Volksagen wäscht sich die Sonne, um frisch und sauber wieder emporzu steigen, wobei des Meeres zum öftern als der Mutter gedacht wird, in deren Schoße die Sonne die Nacht gern verträumt. Die Sonne wurde überhaupt als Herrscherin angesehen, so bei Homer, Achylos, Sophokles.

Die Sonnenpaläste liegen „hinten, hinter dem Berge, hinter einem Felsat“, weit, weit im Westen, wo im Altertum überhaupt das Ende der Welt liegt. Auf dieser Anschauung beruht der auch heute noch nicht ausgestorbene Fluch: „Pack dich hinter die Sonne“ oder „in die hintere Sonne mit dir“, was so viel bedeuten soll, auf daß du zugrunde gehst. — In diese Königshallen tritt die Sonne ein durch ein Loch, das den Himmelstoren in der Odyssee entspricht und am äußersten Horizont sich befindet, da wo Himmel und Erde scheinbar in eins versinken; ein anderes für den Ausgang bestimmtes ist im Osten; durch dieses geht die Sonne aus, emporsteigend. Dies Himmelloch lebt im Volksmunde, der von einem Glücklichen sagt: „Gott hat ihn vom scharlachroten Loch aus angesehen.“ Wer durch eines der Himmellocher eingedrungen, muß unablenkbar nach Westen hin, woselbst über dem Himmelloch der Sonne Königsträume sich befinden und die Mutter der Göttin ihrer Ankunft harret.

Von dem Sonnenpalast haben die Alten eingehende Beschreibungen hinterlassen. Auch bei den Slawen besitzt die Sonne einen eigenen Palast. Dem Sonnenhaus zu nahen ist für Menschen verhängnisvoll, denn der in den finnischen Runen als Riese gedachte Sonnengott durchdringt, sobald er abends von seiner Tagfahrt heimkehrt, sofort den verborgenen Winkel, rücksichtslos jeden Eindringling strafend, indem er ihn verzehrt oder versteinert (ausdörrt). Von solchen Versteinerungen künden noch Mythen der Germanen.

Nach einigen Mythen wird die Sonne als blutdürstig und gefräßig aufgefaßt. Der Grund hiervon mag in der Purpurfarbe des Himmels, den blutigen und goldig schimmernden Wolken gefunden werden, die beim Aufgang und mehr noch bei ihrem Niedergange in so auffälliger Weise erscheinen und dem früheren Beschauer den Eindruck von Gold und Blut gleichsam aufdrängen. Aus solcher Anschauung heraus mag dann der blutige Sonnendienst natürlich genug sich entwickelt haben, ebenso die Sagen und Märchen von Menschenfressern samt den mystischen Berichten, wie sie sich in den Mythen über Herakles, Theseus, Apollon, Perseus, Odipus und andere zahlreich finden.

Die Sagen von der Sonne Gefräßigkeit gehen auf ihre alles auffaugende und verzehrende Gewalt zurück; daher auch die Beinamen wie Allesfresser, Vießfresser, Ochsenfresser, Säuser. Selbst die Kunst hat es nicht verschmäht, die Sonne öfters im Akt des Weintrinkens darzustellen.

Die Familienverhältnisse des Sonnengottes bilden eines der interessantesten Kapitel der Volksmythologie. Nach dieser erschlug er einst in der Aufregung seinen Vater. Seine Mutter wachte über seiner regelmäßigen Tagfahrt und verwünscht das blöde Mädchen, das durch süße Lieder ihren Zorn erregt; zu gleicher Zeit auch Mutter des Mondes und der Morgenröte war sie ge-

seiert u. a. unter dem Namen Chora; spätere Mythen nennen sie Allnährerin, die den Untertauchenden in ihren Wogen aufnimmt; wieder andere weisen auf die Lusterscheitungen, die den Auf- und Niedergang der Sonne begleiten und lassen die Morgenröte ihre Mutter sein.

Bei Einführung des Christentums wurde die Mutter Gottes oft mit der Cos verglichen, weil viele orientalische Anschauungen in den christlichen Kultus übergegangen waren, nach denen Christus selber als Sonne, „Sonne der Gerechtigkeit“ usw. aufgefaßt und benannt worden war. So kamen in den früheren Marienliedern ihr auch die schmückenden Beinamen „Mutter der Sonne Christus“, „lichter Morgenglanz“, „Frühlicht mystischen Tages“ und mit diesen im Volksglauben die Funktionen der Himmelspfortnerin für ihren Sohn ganz von selber zu. In einem bosnischen Volkslied wird Maria als leibliche Mutter der Sonne angesehen.

Als seine Schwestern gelten in der hellenischen Mythologie Mond und Cos; die Kinder werden als Töchter von hervortragender Schönheit genannt. Geliebte hatte dieser Himmels-Don-Juan viele. Die Stellung des Mondes als Gattin, Schwester, Geliebte erfuhr nach Raum und Zeit mannigfachen Wandel.

In den Volksliedern und dem Sprichwörtertschatze der Völker wird die Sonne als das allsehende Auge, als Kündiger alles Verborgenen auf die an sie gerichtete Fragen bezeichnet.

Der Liebende nennt die Geliebte seine Sonne; ein schönes Mädchen heißt Sonnengeborene, sogar die heilige Jungfrau führt den Beinamen sonnenschein; nach einem kretischen Volkslied strahlt eine Schöne wie die Sonne, ja, sie trägt sie in sich. Ihr Antlitz ist wie die Sonne. In Attika malte — indem sich die Frauen genau nach ihren Mythen richteten, — man der Braut vor ihrer Hochzeit Sonne und Mond auf die Wangen. In einem finnischen Epos heißt es: „Von ihr leuchtet — aus den Schläfen Glanz des Mondes — aus dem Busen Licht der Sonne — aus den Achseln Schein des Nordsterns“ usw. In zahlreichen Liedern wird die Sonne als Schönheitsspenderin besungen. Fast alle Völker preisen sie als „Auge Gottes“; auch andere Titel werden ihr zuerkannt, „Auge der Welt“, „rechtes Auge des Schöpfers“ und „Auge des Tages“. Die Sonne wird als Allwisslerin geschildert: „Nichts ist ja so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen!“ Oft verhüllt sie auch ihr Antlitz, trauernd ob des Leides und bemeist dadurch, daß sie Anteil an den Geschicken der Sterblichen nimmt. Liebenden trägt sie Botschaft zu vom fernem Genossen; auch nimmt sie Grüße mit zurück und Abschiedsworte von Sterbenden an liebe Verwandte.

Frühling.

Es hat der Frühling die Erde geküßt,
Jauchzend, voll stürmischer Liebe,
Da regen in ihrem Herzen sich leis
Der Sehnsucht schlummernde Triebe.

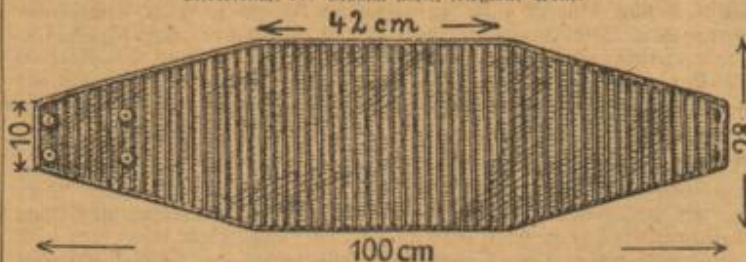
Und wachsen und drängen voll seliger Lust
Entgegen dem jungen Lenze.
Der drückt ihnen freudig zum Liebesfest
Aufs Haupt seine blühenden Kränze.

Johanna Wolfrum.

Fürs Haus

Gefärbte Leibbinde.

Erforderlich: 190 Gramm harte, selbstgezogene Wolle.



Strichart zur Leibbinde,
2 Reihen rechts innere,
die die Reihe links innere.

Die Leibbinde ist im tunesischen Häkelsch gearbeitet, und zwar zwei Reihen rechtsinnere, jede dritte Reihe linksinnere; bei linksinnere legt man den Faden vor die aufgehobene Masche, wie Abbildung 2 zeigt. Man beginnt auf 20 Maschen und nimmt am Anfang und Ende jeder linksinneren Reihe 1 Masche zu, bis man im ganzen 54 Maschen hat. Auf diesen strickt man 63 Reihen ohne Abnehmen und nimmt dann ebenso ab, wie zuvor zugenommen wurde. An den Schmalseiten häkelt man feste Maschen an und dabei Knopflöcher ein.

als hätte er selbst an dem Wort den meisten Gefallen gefunden. Schatzgräber! Das konnte stimmen! Freilich deutete er sich das Wort ganz anders als die Gemeindevoten. Es mußten große Schätze im Hölldobl vergraben sein, denn der Löcher im Garten gründe wurden immer mehr; zuletzt waren es an die dreihundert. Wie aber bald darauf der Bräufuhrmann am Haus im Hölldobl an die dreihundert junge Obstbäumchen abgab, die von einer Baumschule mit der Bahn gekommen waren, wußten die Dörfler schon, was es mit dem Schatzgraben auf sich hatte.

Wie die Bäume in die Gruben gepflanzt waren, umzog der Hannes das ganze Grundstück mit einem Drahtzaun, daß das Wild und böse Menschen der jungen Pflanzung keinen Schaden tun könnten. Bald darauf hat er sich eine neue Arbeit gesucht. Am Holzschuppen des Heimathauses zimmerte er ein Gestell empor, daß die Leute wieder verwundert stehen blieben. Als aber nach einiger Zeit zwanzig Bienenstöcke auf dem Gestelle standen, wußten sie wohl, daß es ein Innenhaus war. Und sie lobten den Plaz, der sich für Innen besonders eignete; denn er lag windgeschützt und auf der Sonnenseite, gerade so, wie es den Bienen passen mag.

Aber der Hannes war noch nicht fertig.

Neben dem Backofen wuchs wieder ein Bau aus dem Boden, und als nach einiger Zeit auch diese Arbeit fertig war und große und kleine Kaninchen davor ihre Männchen machten, wußten die Leute, daß sich der Hannes jetzt auch auf Kaninchenzucht verstand.

Wenn es kalt oder regnerisch war und ihn das kriegsverletzte Bein schmerzte, dann saß der Hannes über gedruckten Heften und las und machte neue Pläne in der warmen Stube.

Die Hölldoblerin, die anfangs schon gemeint hatte, ihr Bub müßte nun als Krüppel von seiner kümmerlichen Rente ein notiges Dasein fristen, wagte vor Seligkeit über die Verwandlung ihres Buben nichts zu sagen.

Da fing er einmal aus freien Stücken zu erzählen an, wieso er auf diese Dinge gekommen sei, von denen er sich früher nichts hätte träumen lassen. Das war so:

Als sie vom Felde zurückkamen und nach ihrer Heilung zum Ersatztruppenteile entlassen wurden, hieß es eines Tages: Die Verwundeten zum Unterricht antreten! Aber es war kein Unterricht wie früher über Dienstweg und Feldwachen, sondern da saß ein Leutnant unter ihnen im Zimmer, das eigens als Unterrichtsraum für die Verwundeten eingerichtet war, und hielt ihnen Vorträge über Baum- und Bienenzucht, über die Schädlichkeit des Trinkens und Rauchens, kurz über alles, was einen gut und glücklich machen und im Leben vorwärtsbringen kann.

Da sind die Verwundeten, die an ihrer Zukunft schon verzweifelt hatten, mit offenem Munde dagestehen und haben neuen Mut gefaßt. Es waren viele Bücher und Hefte da, die für einen jeden das enthielten, was er selber gerade brauchte. Da ist manchem eine neue Welt aufgegangen, von der er vorher nichts gewußt hat, und jeder, der aus dieser Verwundetenlehre entlassen wurde, hat es dem Leutnant fest in die Hand versprochen müssen, ein ordentlicher Mensch zu bleiben und das im Leben anzuwenden, was sie hier gelernt hätten. — Das hat jeder von Herzen gern gelobt, denn es war ja alles nur zum eignen Nutzen.

Und mit heißen Wangen fügte der Hannes bei: „Schau, Mutter, so bin auch ich auf diesen Weg gekommen, und ich kann es dem Herrn Leutnant nicht genug danken, daß er sich so um uns Krüppel angenommen hat. Und meine Rechnung habe ich auch schon gemacht, und die stimmt. Schau, Mutter, die dreihundert Obstbäume tragen mir einmal so viel ein, daß ich allein leicht davon leben kann. Dazu habe ich noch die Bienen und Kaninchen. Im Frühjahr will ich am Baum hin noch Johannisbeeren pflanzen, daß der unschöne Draht ganz verwachsen wird.“

Dem Hannes wurde bei seinem Reden ganz warm ums Herz. Er wollte noch anführen, daß er jetzt erst wüßte, wie schön es daheim sei, und wie wohl er sich fühlte, daß er sich Bier und Zigaretten ganz abgewöhnt hätte.

Aber er schwieg aus schöner Scham.

Die Hölldoblerin aber ließ in diesen Tagen ein heiliges Amt aufschreiben „nach Meinung“.

Der Hannes war unermüdlich tätig in seinem neuen Gewese, und seine Freude wuchs wie ein Rosenbusch.

Als der Frühling kam und sich an einem Apfelbäumchen die erste Blüte aufthat, da hatte er sich vor Seligkeit am liebsten hingekniert und das holde Wunder gefaßt, wenn nicht der Herr Pfarrer gerade über den Baum geguckt hätte. Der ist dann in den Garten gekommen und hat sich die ganze Pracht zeigen lassen, die Bäume, die Bienen und die Kaninchen: denn er wollte sich diese Herrlichkeiten auch beschaffen.

Nach dem Pfarrer ist der Lehrer gekommen und hat sich Rat erholt und Bücher ausgeliehen: denn er wollte seinen Schülern einen Kursus darüber halten.

Danach ist der Bürgermeister gekommen und hat den Hannes gebeten, er möchte ihm ein paar Holzbirnabäume veredeln.

Die Geschicklichkeit und der Weitblick des Hölldoblerischen sprach sich überall herum. Man kam entweder selbst zu ihm oder holte ihn, wenn man, durch sein Beispiel angefeuert, eine wilde Wiese in einen prächtigen Baumgarten wandeln oder Bienen und Kaninchen halten wollte.

Nach Jahresfrist war der Hannes wieder sprichwörtlich geworden, aber in einem andern Sinne als früher. Und die Propheten, die der Befehring keine Dauer geweissagt hatten, waren übel beraten; denn der Hannes hielt sich als ein Mann.

Es scheint vielmehr, daß der Pfarrer recht hatte, der im Bräustübl zu der Tischgesellschaft einmal sagte: „Es kommt mir vor, aus dem Hölldobl ist ein kleines Himmelreich geworden.“

Denn die Männer haben zu der Rede beifällig genickt oder laut beigepflichtet.

Und es waren die besten und würdigsten der Gemeinde.

Die Sonne in Mythen und Volksagen.

Von A. W. J. Kahle.

(Nachdruck verboten.)

Für uns Treibhauspflanzen aus der Großstadt ist jeder sonnige Tag eine Hand voll Gold. Und doch gibt es kein wirksameres Mittel, um sich vor Schlafwerden bei wirklicher Hitze zu schützen, als — hinausgehen in die Sonne und durch die Sonne stundenlang wandern. Und gibt es denn ein besseres Mittel zur Hautpflege als Sonne, viel Sonne? Man schaue auf den Adersmann, den Schiffer, den Soldaten, den Landbriefträger, denen die Sonne Hals und Wange gebräunt hat, rotbraun, man sehe die Kinder aus dem Volke, wie sie sich im Sonnenbrande barhaupt auf der Straße tummeln, echte, rechte Braunköpfchen — welche ein erquickender Anblick! Und sollte denn den Mädchen und Frauen die Farbe des reifen Pfirsichs nicht besser zu Gesicht stehen als die Käsefarbe? Die Sonne ist, mit Hufeland zu sprechen, „unstreitig der nächste Freund und Verwandte des Lebens.“ Ein jedes Geschöpf hat ein um so vollkommeneres Leben, je mehr es dem Einfluß des Lichtes genießt.“ Und Goethe äußert sich:

Das Sonnenlicht, das den menschlichen Körper unmittelbar trifft, in dem er sich „bade“, übt die vorzüglichsten Wirkungen in gesundheitlicher Beziehung aus. Im Sonnenlicht findet eine nicht unbedeutende Steigerung der Kohlensäureausscheidung und der Sauerstoffaufnahme statt. Der Stoffwechsel wird also durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen erhöht. Das Sonnenlicht vermehrt die Erregbarkeit der Nerven, es hebt die seelische Stimmung und steigert die Spannkraft und Energie. Die wärmenden Sonnenstrahlen schaffen ein allgemeines Wohlbehagen, erheitern das Gemüt und regen die Lust zum Schaffen an. Vielleicht trägt dazu auch bei, daß die Luft im Sonnenlichte reiner ist; denn das Sonnenlicht verbessert die Atmosphäre, indem es die Oxydation der in ihr vorhandenen organischen Stoffe befördert und gewisse kleinste Organismen, die oft krankhafter und krankmachender Natur sind, und deren Keime tötet. Hier muß man eine heilsame Tätigkeit der chemischen Strahlen des Sonnenlichtes annehmen, von denen die blauen und ultravioletten am wirksamsten zu sein scheinen. Besonders regt das Sonnenlicht die Atmung und die Muskelaktivität an, was einen stärkeren Drang nach Bewegung zur Folge hat. Aber auf alle sonstigen körperlichen Verrichtungen wirkt es förderlich ein und ruft in den Organen eine erhöhte Tätigkeit hervor; es schafft gewissermaßen eine „innere Reinigung“.

Die Sonne ist die beste — „Reinmachefrau“.

In Maxim Gorkis Drama: „Die Kinder der Sonne“ spricht der Chemiker Protassow die großen, schönen Worte: „Wir — sind Kinder der Sonne! Die Sonne brennt in unserm Blut, sie erweckt in uns feurige stolze Gedanken, sie durchleuchtet die Finsternis unserer Zweifel. Die Sonne — ist ein Organ der Energie — der Schönheit, der seelenberauschenden Freude!“

Seine hypernervöse Schwester Liesa unterbricht ihn: „Paul — das ist schön! Kind der Sonne. . . Soll ich auch zu ihnen gehören? Bin ich auch ein Kind der Sonne? Rasch, Paul! Ja? Bin ich es auch?“

Und der Gelehrte antwortete: „Ja — ja! Auch du . . . und alle Menschen! Gewiß. Selbstverständlich.“

Die atmosphärische Luft, das feinste, geistige und unentbehrlichste Nahrungsmittel des organischen Lebens, zieht nicht nur durch die Lungen, sondern auch durch die Millionen feinsten Gefäße der Haut ein.

Da die Sonne ein so großer Hauptfaktor ist, dürfte es interessant erscheinen, die noch im Volke erhaltenen mythologischen Vorstellungen und bildlichen Ausdrücke hier kurz zusammenzufassen.

In den klassischen Zeiten war die Anbetung der Sonne in Hellas eine ungebräuchliche, ja seltene Religionsform. Die an

essor stand auf, „ich will mich nun zurechtmachen, mit dem Baden wird Maurer inzwischen auch wohl fertig sein.“

„Darf ich dich zur Bahn begleiten, Papa?“ fragte das junge Mädchen, sich gleichfalls erhebend.

„Gewiß, Else“, erwiderte er und nickte ihr freundlich zu.

Else Berner hatte sich schnell angekleidet. Ein schlichtes, tadellos sitzendes Jadedittleid hob die Vorzüge ihrer schlanken, geschmeidigen Figur noch besonders hervor und der große Filzhut, mit dem graziösen gelbgetönten Reiter, brachte das zarte, feingeschnittene Gesicht, um das sich das blonde Haar in tiefen Scheiteln legte, zu entzückender Geltung. Arm in Arm mit ihr wanderte der Professor dem Bahnhof zu. Es war ein sonnenheller, herrlicher Herbstmorgen, eine köstliche Frische war in der Luft und ein feiner, hellgrauer Reif lag auf den letzten Blättern der Alleeabäume.

Rauhreif schimmerte auf den Ästen und in der Sonne blühte es auf wie unzählige Funckelkristalle.

Auch von den Dächern glitzerte die kristallene Pracht und zauberte über schlichte Ziegelsteine oder regenverwachsene Schiefer ein Mosaik von abertausend von kleinen Brillanten.

Maurer war bereits mit der Handtasche vorangegangen. Der Professor warf einen Blick auf seine Uhr und trotzdem er feststellte, man habe nicht mehr allzuviel Zeit, wurden seine Schritte langsamer. Man ging gerade an der Galerie vorüber und Berners Augen suchten den Ort, wo er diese Nacht den alten Thomas gesehen zu haben vermeinte.

In dem großen Haupteingang hatte die Erscheinung gestanden. Jetzt, bei dem klaren Tageslicht, sahen die Ereignisse der Nacht völlig verwandelt aus. Eine Wahnvorstellung hat mich erschreckt, sagte sich der Professor, wie er es sich schon gestern gesagt, aber heute war mehr Sicherheit in seiner Feststellung. An einem so klaren, heitern Herbstmorgen mußte auch der letzte Rest von geistesferstehendem Aberglauben zerflattern. Ein Frohgefühl erfüllte des Professors Brust, wovor er sich erschreckte, was wirklich nur eine Ausgeburt seiner überreizten Nerven und des erregten Blutes gewesen. Ein ernster, sinnender Ausdruck trat jäh in sein Gesicht. War der Grund, deswegen er die heutige Reise unternahm, vielleicht auch nichts weiter als eine Ausgeburt seiner überreizten Nerven, diese plötzliche Reise, die er mit einem Wilderlauf zu erklären versucht hatte. Er dachte ja gar nicht daran, ein Bild zu erstellen, seiner Reise nach der Reichshauptstadt lag eine ganz andere Absicht zugrunde. Vielleicht war es eine Torheit, die er im Begriffe war zu tun.

Vielleicht? Aber er konnte nicht anders. Seit dem Gespräch mit dem Herzog verfolgte ihn ein Gedanke und er mußte diesen Gedanken, dem die schlaflose Nacht erst Form gegeben, ausführen. Und weshalb sollte er es nicht tun, konnte sein Tun doch für seine Familie gar keine schlimmen Folgen haben, denn Frau und Tochter liebten ihn ja und in der Sicherheit dieser Überzeugung brauchte er nicht zu schwanken, seinen Plan in die Tat umzusetzen.

Am Bahnhof verabschiedeten sich Vater und Tochter sehr zärtlich voneinander, der Professor bestieg ein Abteil zweiter Klasse, in das der Diener bereits den Handkoffer hineingestellt.

„Die Beruhigungspulver habe ich auch eingepackt, Herr Professor“, flüsterte Maurer seinem Herrn noch zu, dann trat er auf den Bahnsteig zurück. Eben rückte der Zug an. Else holte ihr Taschentuch hervor und winkte, solange sie die dahintrollenden Wagen sehen konnte. Das junge Mädchen hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an dem Vater, es war eine andere Liebe wie die Liebe, die sie für die Mutter empfand, die, eine schöne, gefeierte Frau, sich meist nicht allzuviel um das heranwachsende Mädchen gekümmert hatte. Destomehr aber sah Else von je mit dem Vater zusammen. Professor Berner war früher ein bekannter Landschaftsmaler gewesen, bis er, nach einem unglückseligen Sturz beim Schlittschuhlaufen, die Bewegungsfähigkeit des rechten Armes verlor, da mußte er seine Malkunst beiseitelegen. Ein Glück war es, daß er aus gutsituierter Familie stammte, er brauchte die Malerei nicht zum Broterwerb. Er hatte genug, um sorgenfrei zu leben. Durch Vermittelung seiner Frau, einer geborenen Baroness Stormberg, die Hofdame bei der verstorbenen Herzogin gewesen, übertrug man ihm den zufällig frei gewordenen Posten des Galeriedirektors, der ihm auch ein hübsches Einkommen sicherte und den er zu vollster Zufriedenheit nun seit fünfundzwanzig Jahren versah. Bei seinen Gängen in die Galerie war Else immer des Vaters treue Begleiterin gewesen, sie kannte alle Bilder und wußte von den meisten ihre Geschichte zu erzählen. Woher die Bilder stammten und in wessen Händen sie vor dem gewesen.

„Du bist ein lebendiger Nachschlagetatalog der Schneidiger Galerie“, sagte der Professor oft scherzend zu seiner Tochter und Else war stolz auf diesen Ausspruch ihres Vaters. Auch jetzt noch, nachdem Else längst eine junge Dame und die Ballkönigin der Schneidiger Hofgesellschaft geworden, verbrachte sie gar viele Stunden in der Galerie. Und sie war wirklich neugierig, welchem

neuen Juwel der Vater jetzt nachjagte. Es mußte sich um etwas ganz Besonderes handeln, sonst wäre er nicht so wenig mitteilksam gewesen, dachte Else. Ja, gar zu gern hätte sie gewußt, was für ein Bild in Frage kam.

Mit leichtgeröteten Wangen schritt die Sinnende heimwärts, in der Nähe des Marktplatzes begegnete ihr Hofrat von Weiden, in Gesellschaft seines dicken asthmatischen Dadels, den er zuweilen des Morgens ausführte. Er zog mit beinahe übergroßer Höflichkeit den Hut und stehenbleibend, reichte er Else die Rechte: „Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein, darf ich mich erkundigen, wie Ihnen der gestrige Ball bekommen ist?“

„Ausgezeichnet, Herr Hofrat“, erwiderte Else liebenswürdig.

„Nun ja, meine Frage war auch völlig überflüssig, denn einer so strahlenden Schönheit kann eine halbdurchtanzte Nacht nichts anhaben“, Hofrat von Weiden war immer sehr galant zu Frauen.

„Dürfte ich auch nach dem Befinden der Frau Mama Nachfrage halten“, fuhr der Hofrat in süßlichem Tone fort.

„Mama schläft noch“, gab Else zurück, „oder richtiger, sie schlief noch, als wir von Hause weggingen.“

„Wir?“ der Hofrat sagte es fragend.

„Ja, ich meine Papa und ich. Ich habe nämlich den Papa eben an die Bahn gebracht“, setzte das junge Mädchen erklärend hinzu.

Warum machte nur der Hofrat mit einem Male so ein sonderbares Gesicht, mußte Else denken, es sah ja fast aus, als hätte er sich über ihre letzten Worte geärgert. Doch nein, sie hatte sich wohl getäuscht, er lächelte doch fast noch freundlicher als zuvor, da er die Frage stellte: „Und darf ich erfahren, wohin der Herr Professor gereist ist?“

„Nach Berlin ist er, Herr Hofrat.“

„Ah“, sagte der Hofrat nur, machte noch ein paar höfliche Phrasen und verabschiedete sich dann.

Als Else nach Hause kam, erwartete sie die Mutter bereits. In ein bequemes Morgenkleid aus violetterm Flauschstoff gehüllt, das üppige Blondhaar nur lose aufgesteckt, sah Frau Professor Berner am Frühstückstisch. „Was ist denn nur los, daß ihr mich so ohne weiteres allein laßt?“ brach es geärgert über ihre Lippen.

„Aber Mamachen“, lachte Else, „was redest du denn da? Der rücksichtsvolle Papa wünschte nicht, daß du im Schlafe gestört würdest und da der Zug, mit dem er nach Berlin mußte, um zehn Uhr fuhr, konnte er sich von dir natürlich nicht verabschieden. Er läßt dich jedoch vielmals grüßen und dir sagen, er wäre übermorgen mittag wieder daheim.“

„Ich begreife aber diese plötzliche Reise nicht“, begann Frau Magda, „Papa hat mir davon gestern keine Silbe gesagt. Ich verstehe die Geheimnisthramerei hinter meinem Rücken absolut nicht.“

„Von einer Geheimnisthramerei hinter deinem Rücken kann gar keine Rede sein, Mama“, Else nahm den Hut ab und legte ihn auf einen Stuhl, dann zog sie das Jadeditt aus, „auch ich erfahre erst vorhin von dieser Reise“, die Sprechende ließ sich auf einem Hocker nieder, „ja, Papa selbst hatte vor dem gestrigen Abend keine Ahnung davon, wie er versicherte, er hat da gestern Abend von irgendeinem wertvollen Bild gehört, das zu verkaufen wäre, und deshalb die plötzliche Reise. Du siehst, Mama, die ganze Sache ist sehr harmlos“, schloß das junge Mädchen.

„Um was für ein Bild handelt es sich denn und wer verkauft es?“ Frau Magdas Stimme klang leicht gereizt.

„Das kann ich dir auch nicht sagen, du weißt, Papa spricht über Ankäufe, deren Endresultat noch nicht feststeht, manchmal wenig“, Else erhob sich und trat an das breite Bogenfenster, denn von unten erscholl Marschmusik. Mit klingendem Spiel zog das Dragonerregiment durch die Alleestraße. Baron Tomwisk, auf einem schlanken Fuchs, schaute zum Fenster empor und neigte grüßend im Vorüberreiten den Säbel.

Else nickte dankend und bemerkte gar nicht, daß ihre Mutter hinter ihr stand. Erst die Worte: „Das wäre so recht ein Schwiegersohn nach meinem Herzen gewesen“, schreckten sie auf.

Else lachte: „Aber Mama, das hast du mir nun schon so oft erzählt, daß ich es dir wirklich glaube. Schade nur, daß mein Geschmaack ein so völlig anderer ist als der deine.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus im Hölldobl.

Von F. Schrönghamer-Heimdal. (Nachdruck verb.)

Im Hölldobl steht ein einsichtiges Haus. Das gehört der ehrtamen Rottmeisterwitib Walburg Hölldobler, die es treu und sorglich bewirtschaftet, seit ihren Mann im Forste ein fallender Baum erschlagen. Die Rottmeisterin hat nicht viel Zeit gehabt, ihrem Eheliebsten nachzuzammern. Ein paar Tage hat sie wohl vor sich hingefonnen, als wäre der Himmel eingestürzt, dann aber hat sie sich in Gottes Namen drein gegeben. Denn im Stalle murrten drei Kühe, die ihr Futter haben wollten, das Korn

Hand gold und golden in der Reife und mußte geschulten werden, wollte sie die überreifen Körner nicht die Hühner und Tauben allein ernten lassen, und in der Wiege strampelte ein unbändiges Kerlchen, der Hölldoblerhanfel, ihres Eheliebsten Ebenbild, das er ihr statt einer starren Photographie hinterlassen hatte.

Da hat die Hölldoblerin die letzte Träne hinabgewürgt, hat die Ärmel zurückgestülpt und in die Hände gespußt. Und sie hat alles geschafft, was im Haus im Hölldobl zu schaffen war: sie hat die Kühe vor den Pflug gespannt, weil ihr das Fuhrwerk vom Dorfbräu zu teuer war, sie hat gesät und geerntet; und wenn im Dorf die Dreschmaschine pfiß, dann hat gewiß im Hölldoblerthaus ein einsamer Dreschlegel auf der hölzernen Tenne geklappert. Die Hölldoblerin brauchte weder Tagelöhner noch neumodische Maschinen. Dafür hat sie alle Jahr ein paar blaue Reichstassenscheine in die Sparbank getragen, und



Graf Leopold Berchtold
wurde zum Oberkammerer Kaiser Karls ernannt. (Mit Text.) Hofphot. Hofel.

der Beamte hat ihr ein aufrichtigeres Kompliment gemacht als dem Bräu oder sonst einem Brod, dem das Geld zum Fensterhineinsliegt.

Es war eine stille, tapfere Zeit im Hölldoblerthaus, und wenn die Besitzerin, der die Dorfgrößen nach dem Unglück mit ihrem Manne selig das Gemeindehaus prophezeit hatten, in seltenen Feiertagen alles überdachte, und wie gut es trotz allem vorwärts ging, dann salbeten sich die arbeitsiharten Hände zu einem heißen Dank.

Denn ihr Bub, der Hansel, hatte eine Heimat und mußte nicht unter fremden Leuten in der weiten Welt herumtugeln. Und die Hölldoblerin hatte einen

Platz im Freithof, den ihr niemand streitig machen konnte, weil sie ihn gleich selbiges Mal gekauft hatte, als man ihren Eheliebsten am gleichen Ort zur letzten Ruhe bestattet hatte. Sie hatte das verbriefteste Recht, von des Lebens Mühsal an der Seite dessen auszuruhen, mit dem ihr ein Erdenglück nur wenige Jährlein beschieden war.

Derweilen hatte sie aber noch eine warme Ofenbank, und ans Sterben dachte sie noch lange nicht.

Der Hansel ist brav und fleißig gewachsen, wie ein Waldbub soll, und wurde ein richtiger Hans. Ein Vorläufer Christi ist er aber nach dem Vorbilde seines heiligen Namenspatrones nicht geworden, sondern eher ein Nachläufer dessen, der von Anbeginn der hämische Feind alles Guten ist. Man hat gar bald gemerkt, daß da ein Vater fehlte. Statt eines verwarnenden Mutterwortes, das doch nur in den Wind gesprochen war, wäre eine tröstliche Vaterhand weit eher vonnöten gewesen. Denn die Eindrücke einer solchen sind in der Regel bleibender und fruchtbringender als die besten Mutterlehren.

Es ist gar bald eine Zeit gekommen, da war der Hölldobler-

hanfel in aller Leute Munde. Wenn irgendwo eine Zenterscheibe eingeworfen war, wenn eine Mähe mit einem Holzwinkel am Schweiße heimkam, wenn dem Bürgermeister eine lange Papierfahne am Rodschoke baumelte, ohne daß er es selbst merkte, wenn beim Hofbauer die ersten Frühbirnen über Nacht vom Spalierbäumchen verschwunden waren, dann brauchte man nicht erst nach dem Täter fragen. Die Leute wußten und kannten ihn schon auswendig: „Das ist halt der Hansel wieder gewesen.“

Und nach ein paar Jährlein ist wieder eine andere Zeit gekommen; denn der Hansel ist ja inzwischen ein richtiger Hans geworden, und die Hölldoblerin hat statt des Kreuzleins von ehedem ein richtiges, großmächtiges Kreuz mit ihrem Einzigen bekommen.

Wenn von den jungen Holzhauern einer den lieben Werttag lang im Wirtshaus saß und den Wochenlohn verputzte, brauchte man gar nicht



Dr. Johanna Westerdahl,
der erste weibliche Professor in Holland.
(Mit Text.)

fragen, wer der trinkfeste Gast war. Oder aber wenn einer am Sonntag noch lange nach dem Zusammenläuten auf dem Kirchenplatze stand und sich den Hals fast ausredete, ob nicht einer noch später käme, da wußte man auch, wer der Säumnige war. Oder wenn einer auf der Kirchweih oder bei einer Tanzmusik den Spielteuten die harten Taler in die Schalltrichter ihrer Blasinstrumente warf, daß es nur so schepperte, so merkten die Leute schon am Wurf, wer eine so geschickte, geübte Hand führte: es war halt der Hans.

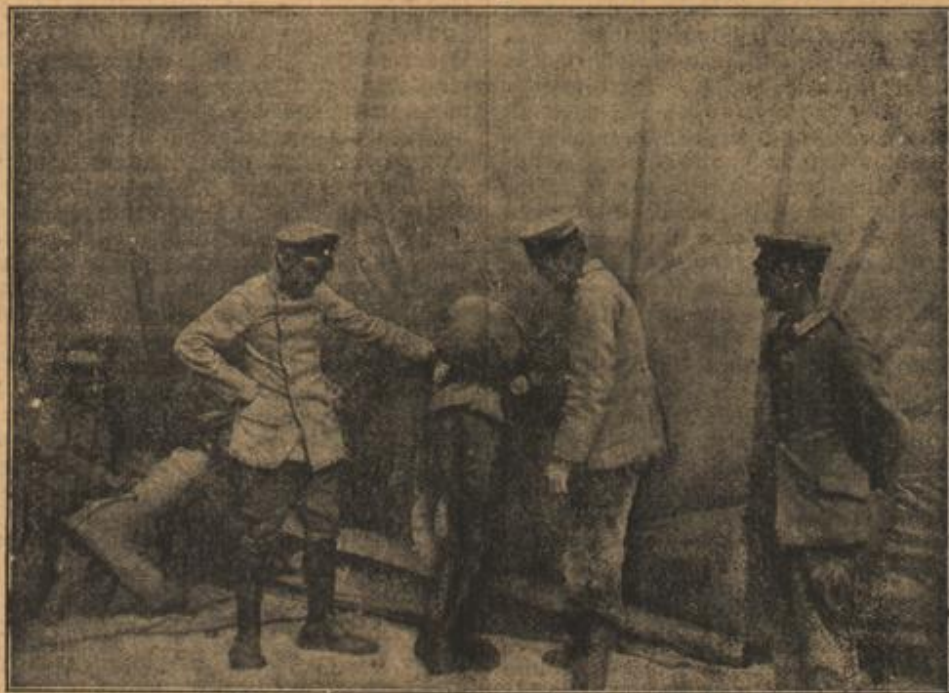
Und dann ist noch einmal eine Zeit gekommen, in der die Dörfler fast irre wurden. Denn ihre früheren Erfahrungen deckten sich gar nicht mehr mit den Beobachtungen, die sie jetzt am Hölldoblerischen machen konnten. — Es ist nämlich eine Zeit gekommen, da der Hans alle Wirtshäuser links liegen ließ oder



Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingensfürst. (Mit Text.)
Hofphot. C. Siehner.

auch rechts, wo sie eben lagen. Die Wirte mochten ihm noch so schön und verlockend über die Straße rufen, und die Kellnerinnen mochten ihn noch so hold anlächeln, der Hans rüdte höchstens sein Hüttlein, oder er spudte auch vor sich, als würgte er eine Kröte aus dem Halse. Es ist eine Zeit gekommen, da der Hölldoblerische keinen Atem lang auf dem Kirchenplatze saumte, sondern wie ein heilsbegieriger

Christenmensch schon vor dem Zusammenläuten in das Gotteshaus eilte. Im Gotteshause selbst aber stand er nicht mehr wie früher hinten bei der Türe am Taufbecken, wo man die ganze Weiberseite überfah, sondern er saß, stand oder kniete, wie es die heilige Handlung eben bedingte, im Stuhl sei-



Ein deutscher Luftschiffer-Offizier begibt sich zur Revision in das Innere eines mit Luft gefüllten Ballons.

Die Füllschnüre verhindern das Hineinschleichen von Sandkörnern, durch die Reibungselektrizität erzeugt werden konnte.

nes Vaters selig. Und seine Blicke flogen nicht mehr die Kopftücher und die Stirnloden auf der Weiberseite entlang, sondern ruhten auf den Heiligengestalten am Hochaltar.

Es ist eine Zeit gekommen, da hat man beim Hölldoblerischen



General der Infanterie Rosch,

der Führer der Hegreidischen Armee am Sereth und Eroberer von Braila, auf seinem Gefechts-
stand am Serethufer. Links General Hilmi Pascha, der Führer der Türken am Sereth. M. J. & J.

keine Zigarette mehr gesehen. Und er hat doch früher so nobel
rauchen können wie der feinste Stadtherr. Alle Dorfburschen sind
ihm damals neidig gewesen um sein schönes, vornehmes Zigaretten-
rauchen, das den Dorfschönen so gewaltig gefallen hat, daß sie
bei der Kirchweih immer nur mit dem Hans tanzen wollten.

Es ist eine Zeit gekommen, daß alle Väter und Mütter der
Gemeinde die Hölldoblerin um ihren wohlgearteten Buben
neideten und ihn ihren Leibesprossen als Muster anempfahlen.
Freilich — es hatte sich in der Zwischenzeit am Hannes auch das
geändert, daß er nicht mehr so flott daherkam wie früher. Aus
dem geraden Hans von ehemals war ein krummer geworden,
wenigstens was sein Bein betraf. Denn das rechte Bein des
Hannes, mit dem er früher so schöne Walzererschleifen gezogen
hatte, ist ein wenig steif und ein wenig krumm geworden.

Und dieses krumme Bein hatte er von einem Splitter, der
jetzt noch drin-
steckt und auch
nicht leicht zu
entfernen ist.

Dieser Split-
ter stammt von
einer Granate.
Diese Granate
war in Amerika
gedreht und in
Frankreich auf
den Hölldobler-
hans geschossen
worden, so wie
er früher Steine
nach Stallfen-
stern und Kagen
geworfen hatte.

Und die Gra-
nate ist deshalb
auf den Hans
losgesprungen,
weil es ja Krieg
war, und weil
es im Kriege so
Brauch ist hü-
ben und drü-
ben; sonst wäre
ja der Krieg ein
Kinderspiel und
könnte von den
Kranzjung-
frauen in einem
Glashaute ge-
führt werden.

So war also
der Krieg die
äußere Ursache

zu der inneren Umwandlung geworden, aber die jeder-
mann staunte und erfreut war, am meisten seine Mutter.
Zwar waren gleich wieder welche von den Dörflern mit
Prophezeien bei der Hand, da solche Besehrungen in der
Regel nicht lange dauern, aber der Hannes hielt sich
trotz Wirteloden und Schöntum der Schenkinnen. — Die
erste Zeit nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienste
umgab er sich mit einer großen Wichtig- und Geheim-
tuerei, als hätte
er weiß Gott
was für eine
Erscheinung ge-
habt oder was
für eine Erfin-
dung gemacht.
Doch niemand
wagte wegen
seines geschred-
ten, weltabwei-
senden Gesichts
ihn danach zu
fragen, so gern
die Dörfler wie-
der einmal eine
große, gruselige
Neuigkeit er-
fahren hätten.

Sicher stand
er mit irgend-

einer geheimnisvollen,
überirdischen Macht im
Bunde. Unter Tages-
ging er zwar seiner Ar-
beit nach, fleißiger als
früher, obwohl er jetzt
den kranken, krummen
Fuß hatte, aber in den
Besper- und Feiertun-
den führte er im Gar-
ten ein großes Löchergraben aus, das sich die Dörfler nicht
deuten konnten. — Der Gemeinbediener hat sich, der doch ein-
mal das Herz genommen und den Hölldoblerischen gefragt, ob
er denn ein Schakgräber geworden sei. Da hat der Hannes nur
heftig mit dem Kopfe genickt und heimlich vor sich hingelacht,



Bulgarin in Nationaltracht.



Kartoffellegen. Von E. Heuser